



Die Waffen ruhu.

Am Tage nach der Kaiserproklamation, den 19. Januar, machte die Pariser Besatzung den letzten verzweifeltsten Versuch, den ehernen Ring, von dem sie nun gerade vier Monate lang umschlossen war, zu durchbrechen. Die Franzosen selbst bezeichnen diesen letzten und heftigsten Ausfall, der auf der westlichen Seite der umlagerten Stadt erfolgte, als die „Schlacht am Mont Valérien“. Und in der That, zu einer blutigen Schlacht gestaltete sich das heiße Ringen, das am Morgen des genannten Tages mit der Wegnahme der fogen. Montretout-Schanze bei St. Cloud und mit einem Angriff auf die Höhen von Garches begann. Die Feinde hofften sich dadurch den Weg nach Versailles zu bahnen. War doch den französischen Soldaten in Paris beim Ausmarsch gesagt worden, daß sie die folgende Nacht ihr Lager in Versailles aufschlagen würden! Die Streitkräfte, die der Feind im Laufe des Tages entfaltete, waren den auf der westlichen Seite des Cernierungsrings stehenden Truppenteilen, dem fünften und ersten Armeekorps und der Garde-Landwehr-Division an Zahl bei weitem überlegen, und es bedurfte der ganzen Zähigkeit unserer braven Krieger, um sich trotzdem in ihren Stellungen zu behaupten. Ich war gerade im Begriff, die Rückfahrt von Versailles in unser Stabsquartier zu St. Brice anzutreten, als die in Versailles liegenden Truppen alarmiert wurden, und die Batterien der Korps-Artillerie durch die Straßen rasselten, um in die ihnen angewiesenen Stellungen auszurücken. Obwohl der Kampf unweit der von Versailles nach St. Germain führenden Straße entbrannt war, so wollte ich doch gerade unter den obwaltenden Umständen nicht länger von meinem Posten fern bleiben und es gelang mir auch, unbehelligt nach St. Germain zu gelangen. Hier wurde eine längere Rast gemacht, während deren ich Gelegenheit hatte, in Gemeinschaft mit Major von Arnim vom Garde-Jäger-

bataillon von der Terrasse des Pavillons Henry IV. aus den Fortgang des am Fuße des Mont Valerien wogenden Kampfes zu beobachten. Wir durften am Nachmittage von St. Germain mit der Gewißheit scheiden, daß unsere Truppen überall den Angriff auf ihre Stellungen siegreich zurückschlugen.

Mit diesem ruhmvoll abgeschlagenen Ausfalle erreichten die blutigen Kämpfe vor Paris ein Ende. Es war das letzte Auflodern des so oft in den hochtrabendsten und prahlerischsten Phrasen gerühmten Heldenmutes der Hauptstadt gewesen. Der unglückliche Versuch dieses Tages, der französischerseits nach den eigenen Angaben der Pariser Journale mit einem Verluste von 7000 Toten und Verwundeten bezahlt werden mußte, verbunden mit den gleichzeitig anlangenden Nachrichten von den neuen Niederlagen Faidherbes im Norden, Chanzy's im Westen, Bourbaki's im Südosten mußten endlich der Überzeugung Raum schaffen, daß weder auf einen Entsatz von außen, noch auf ein Durchbrechen des ehernen Gürtels von innen zu hoffen sei. Der täglich zunehmende Mangel an den meisten Lebensmitteln, die infolgedessen unter der ärmeren Bevölkerung hier und da schon beginnende Hungerstnot, und die wirksame Sprache unserer schweren Geschütze dienten dazu, die eingerissene Entmutigung mehr und mehr zu steigern. Auch auf unserer Seite eröffneten die inzwischen bei Pierrefitte und Stains aufgestellten schweren Geschütze ein wirksames Feuer auf St. Denis und auf die dort gelegenen Forts Aubervilliers, Double Couronne und de l'Est. Wir konnten es von unsern Stellungen aus beobachten, wie die schweren Granaten krachend in die Häuser von St. Denis einschlugen und ganze Teile der Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelten. Schon am 24. Januar schwirrten Gerüchte durch die Luft von der immer bedenklicher werdenden Aufregung in dem hartbedrängten Paris, von einem neuen Aufstand der Umsturzpartei, von Waffenstillstandsverhandlungen, die seitens der „Regierung der nationalen Verteidigung“, welche die Zügel nicht mehr in der Hand hätte, mit dem Hauptquartier in Versailles angeknüpft sein sollten, und zu denen Herr Favre sich bei dem Grafen Bismarck eingestellt habe. Trochu, so hieß es, habe das Kommando niedergelegt, und General Vinoy es an seiner Stelle übernommen. Not und Mangel machten sich immer unerträglicher in Paris fühlbar. Im Laufe der folgenden Tage traten alle diese Gerüchte mit immer größerer Bestimmtheit auf, bis sie am 27. Januar dadurch ihre Bestätigung fanden, daß in der Mitternachtsstunde dieses Tages das Feuer der Geschütze auf beiden Seiten eingestellt wurde. Es

war ein eigentümliches Gefühl, als der Kanonendonner, der in den vorangegangenen Tagen und Nächten die Luft erschüttert hatte, plötzlich verstummte, und am 28. Januar auf allen Linien die vollkommenste Stille herrschte. Sofort begann bei den Vorposten der freundschaftlichste Verkehr zwischen den hüben und drüben stehenden Feldwachen. In großen Scharen kamen die französischen Soldaten unbewaffnet, wohl auch von Weibern und Kindern begleitet, zu unsern Vorposten heraus und baten um Brot oder Erbswurst für ihren hungernden Magen, um Tabak oder Cigarren für ihren Gaumen, und die Gutmütigkeit, mit der unsere Leute ihnen umsonst oder gegen die armseligsten Kleinigkeiten, die sie ihnen im Tauschhandel anboten, aus ihren Vorräten mitteilten, war wohl der beste Beweis dafür, daß ihnen jedes Gefühl der Rache oder des Hasses völlig fremd war.

Der Abend des 28. Januar brachte uns die näheren Nachrichten über die in Versailles abgeschlossene „Konvention“, deren Bedingungen zwar manchem Soldatenherzen unter uns noch zu glimpflich erschienen, die aber doch Alle im unbedingten Vertrauen auf die Weisheit derer, die sie abgeschlossen hatten, und in der Hoffnung auf baldigen Frieden mit Freuden begrüßten. Die auf den folgenden Tag, Sonntag den 29. Januar, angefügten Gottesdienste mußten größtenteils ausgesetzt und wieder abbestellt werden, denn die in der abgeschlossenen Konvention ausbedungene Übergabe der Pariser Forts sollte an diesem Tage ausgeführt werden. So mußten wir auf eine gelegeneren Zeit warten, um dem Danke gegen Gott, mit dem die Kunde von dem Fall der stolzen Weltstadt alle Herzen erfüllte, einen Ausdruck zu geben und Den zu preisen, der an Paris, wie einst zur Zeit der Väter die Weissagung des Propheten wider Babel herrlich und buchstäblich hinausgeführt hatte: „Werfet Panier auf auf hohem Berge, rufet getrost wider sie, werfet die Hand auf, laffet einziehen durch die Thore der Fürsten. Ich habe meinen Geheiligten geboten und meine Starken gerufen zu meinem Zorn, die da fröhlich sind in meiner Herrlichkeit. — Babel ist gefallen, sie ist gefallen und alle Bilder ihrer Götter sind zu Boden geschlagen.“ Wie gern hätte ich gerade an diesem Tage, es war der vierte Epiphaniasonntag, über das Evangelium vom Sturm auf dem Meere gepredigt, das so völlig der Stimmung des Augenblicks entsprach. Hieß es doch auch bei uns ringsum: „Da ward es ganz stille.“ Aber fürs erste nahmen die notwendigen militärischen Operationen und Maßregeln, welche die Besetzung der Forts erforderte, alle Truppen vollauf in Anspruch. Noch einmal, bei uns zum letzten Mal in diesem Kriege, wurde am Morgen

des 29. Januar die ganze Division wie früher so oft in gefechtsmäßiger Aufstellung konzentriert, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, falls sich der Ausführung der Konvention irgend welche Schwierigkeiten in den Weg stellen sollten. Aber die Übergabe und Besetzung der Forts geschah in völlig ungestörter Ruhe; alles ging genau auf die Minute so vor sich, wie es in den bezüglichen Befehlen vorgeesehen war. Das Gardekorps, bei dem ich den Vorgängen bei der Übergabe beiwohnen durfte, hatte St. Denis mit den mehrfach erwähnten Werken von Double Couronne, sowie den beiden Forts Aubervilliers und de l'Est zu besetzen. In der gewohnten, strammen militärischen Haltung, als wären sie auf einem Übungsmarsche, zogen die Truppen aus; um in die ihnen zugewiesenen Stellungen einzurücken. Nirgendwo gab sich ein ausgelassener Jubel kund. Sie waren auf die Vorposten oft mit fröhlicherem Gesange ausgezogen, heute herrschte sogar eine auffallende Stille, als ob die Gewalt des Gerichtes, das in dieser Stunde sich vollzog, ihnen den Mund verschlossen hätte.

Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Nationalcharakter gab sich gerade bei dieser Gelegenheit in recht auffallender Weise kund. Der Deutsche schreit nicht und lärmt nicht, wie es der Franzose bei einer ähnlichen Gelegenheit unzweifelhaft gethan haben würde, er prahlt nicht und geberdet sich nicht schauspielhaft wie jener, er ist allenthalben männlich und ernst, am meisten aber, wenn er die Frucht seines Sieges genießt. Nicht einmal ein Hoch auf den Kaiser begleitete den feierlichen Akt der Übergabe der Forts, denn man wollte die noch anwesenden französischen Offiziere in ihren Gefühlen nicht verletzen, und selbst das Aufhissen der schwarz-weißen oder der schwarz-weiß-roten Fahne an dem hohen Flaggenstocke der Forts geschah ohne alle Feierlichkeit, nicht anders, als wenn der Wallmeister einer deutschen Festung an Kaisers Geburtstag die Flagge aufzieht.

Mit der Übergabe der Forts von Paris und mit der eingetretenen Waffenruhe war auch die Lage der Dinge in den von uns vier und einen halben Monat lang innegehabten Vororten mit einem Schlage völlig verändert. Auf den noch vor kurzem öden Straßen, die nur von den zum Vorpostendienst bestimmten Truppen betreten wurden, herrschte der regste Verkehr. Hunderte von Menschen, Männer, Frauen, Kinder, kehrten theils zu Fuß, theils zu Wagen in ihre verwüsteten oder von Truppen benutzten Wohnungen zurück. Es begann die reine Völkerwanderung. Auch uns zog es hinaus, uns die feindlichen Stellungen anzusehen, von denen unsere Truppen so lange beschossen worden waren, und uns von den Wirkungen

des Bombardements zu überzeugen. Schon am Tage nach der Übergabe unternahm ein großer Teil unseres Stabes in zwei Wagen eine Ausfahrt nach St. Denis und dessen Forts. Bis Pierrefitte war der Weg uns wohl- bekannt. Wie oft waren wir bis dorthin hinausgegangen, die grünen Jäger auf ihrem gefährdeten Vorposten von Le Barage zu besuchen. Aber während man vor 14 Tagen noch ängstlich an den Häusern von Pierrefitte entlang schlich, um vor einer aus Double Couronne entsandten Granate Deckung zu suchen, und nur hier und da ein Soldat des Vorpostenbataillons sich schüchtern auf der Straße zeigte, wimmelte es heute von Fußgängern, Reitern und Fahrzeugen aller Art, so daß man stellenweise Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Vor einzelnen Häusern standen bereits heimgekehrte Paysans, die mit betäubten Mienen ihren Schaden besahen. Wie lange wird es gedauert haben, bis sie sich von den Verlusten erholt haben, die ihnen diese Zeit gebracht hatte! Ein großer Teil der Häuser war durch die eingeschlagenen Granaten in Trümmer geschossen, alle völlig ausgeräumt und im Innern verwüstet. Dort standen noch die Überreste einer von den Franzosen vor fünf Monaten aus umgestürzten Wagen, zusammengetragenen Steinen, Brettern, Möbeln aller Art errichteten Barrikade, in die auch ein Klavier hineingebaut war, auf dem unsere Vorposten zuweilen lustige Stücke gespielt hatten. Von Pierrefitte ging es nach St. Denis, an dessen Eingang uns schon die Spuren der furchtbaren Wirkungen unseres Bombardements auf jedem Schritt in die Augen fielen. Ganze Straßen, in denen kein Haus unverfehrt war. Unser erster Gang war in die Kathedrale mit den Königsgräbern, die wenig gelitten hatte. Nur einige Granaten hatten an dem äußeren Schmuck geringen Schaden angerichtet. Von dem Innern konnten wir keinen rechten Überblick gewinnen, da es in der Restauration begriffen und darum von großen Gerüsten angefüllt war. Die schönsten Denkmäler waren zur Schonung vor dem Bombardement mit Brettern, Sandjücken und Erde bedeckt. Die Kasernen des Forts de l'Est, das wir demnächst besuchten, hatten von unsern Granaten schwer gelitten, während der Schaden an den Festungswerken selbst ein verhältnismäßig geringer war. Wie fröhlich gingen unsere Leute jetzt auf den Wällen spazieren, von denen ihnen die feindlichen Geschütze so manchen eisernen Gruß hinausgeschandt hatten. Die Stimmung unter der Bevölkerung der Stadt zeigte nichts von der erbitterten Feindseligkeit, die in Paris herrschte. Vielmehr konnte man auf allen Gesichtern die Freude darüber lesen, daß nun gegründete Aussicht auf baldigen Frieden war.

Seit der Übergabe der Forts von Paris konnten wir von unserem Stabsquartier aus auch Versailles auf einem viel näheren und bequemeren Wege als früher erreichen. Wir brauchten nicht mehr den Umweg über Argenteuil und St. Germain zu machen, sondern wir konnten nun die friedliche über die Insel Gennevilliers führende Straße benutzen. Sie führte über Gennevilliers nach Courbevoie, wo nur die Seinebrücke von Neuilly uns noch von Paris trennte. Von hier aus machten wir dem Mont Valérien, dem „Onkel Bullrian“, wie ihn unsere Truppen nannten, einen Besuch und bewunderten das schwere Geschütz, das jetzt neben dem Zeughause in Berlin Aufstellung gefunden hat und das so oft seine großen Zuckerröhre zu unseren Vorposten hinausgeschendet hatte. Noch mehr aber als die Bastionen der gewaltigen Feste fesselte mich die entzückende Aussicht, die man von hier aus auf das bezwungen zu unsern Füßen liegende Paris hatte. Von hier ging es in anmutiger Fahrt über Suresne, die Seine entlang, nach St. Cloud. Es waren eigentümliche Gefühle, mit denen wir dieses von den Franzosen selbst in einen Trümmerhaufen verwandelte ehemalige Kaiserschloß betraten, in dessen Ruinen uns die Stelle des Zimmers gezeigt wurde, in welchem Napoleon die Kriegserklärung unterzeichnet hatte. Hier hatte Napoleon III. in Erinnerungen an seinen großen Oheim geschwelgt, hier die Kaiserin Eugenie von ihrem Gemahl Abschied genommen, als er mit ihrem Sohne in den Krieg zog. Die Drangenhaine, die in voller Pracht geblüht hatten, als Eugenie den Kaiser zum Kriege drängte, um Preußen zu demütigen, sie standen jetzt jämmerlich erfroren da; die marmornen Bildsäulen, welche die Terrassen vor dem Schlosse geschmückt hatten, waren beschmutzt oder zertrümmert; die herrlichen Bäume des Parks waren teils von Granaten zerschmettert, teils zur Bildung von Berhauen gefällt. Der berühmte Aussichtsturm, la Lanterne, auf dem schon Napoleon I. so gern gestanden und auf das beherrschte Paris hinabgeschaut hatte, war bis auf den letzten Stein in die Luft gesprengt. Was aber weder Freund noch Feind zu zerstören vermocht hatte, das war die unergleichlich herrliche Aussicht, die auch von hier aus auf Paris vor den bewundernden Blicken sich ausbreitete. Das Innere des Schlosses selbst war von berg Hohem Schutte erfüllt. Besonders ergreifend war mir die in ihrem unteren Teile bis an die Hüften mit Stein und Schutt bedeckte Marmorstatue eines schönen Weibes, deren Haupt und Nacken aus den Trümmern hervorragte. Es war Pollets Hora (une heure de la nuit); das stumme Bild war ein beredter Zeuge des Gerichtes, das der Herr hier gehalten hatte, und

dort erinnerte eine noch stehengebliebene Porphyrsäule in erschütternder Weise an das Uhland'sche Gedicht: „Des Sängers Fluch“.

Schweigend und von ernstern Gedanken bewegt, verließ ich diese Stätte des Gerichtes, um mit den Genossen des Ausfluges über Ville d'Oray nach Versailles zu fahren. Zum letzten Male durfte ich hier in dem Quartier des Kriegsministers, Rue Colbert Nr. 9, zwei Tage rasten. Gerade einen Monat vorher hatte ich hier an der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums teilnehmen dürfen und war Zeuge gewesen, wie König Wilhelm persönlich in großer Uniform, mit der Dienstscharpe angethan, bei seinem alten Waffenmeister erschien, um ihn in tiefer Bewegung und mit Thränen der Rührung im Auge zu umarmen und dem „Feldwebel des Königs“ den Dank seines Kriegsherrn auszusprechen. Der diesmalige Aufenthalt in Versailles wurde zu einem Besuche der arg zerstörten südlichen Forts von Paris, Issy und Vanves, sowie zu einer eingehenden Besichtigung der Bildergalerie des Versailler Königsschlusses benutzt, in die ich bei früherer Anwesenheit nur hin und wieder einen flüchtigen Blick hatte werfen können. „A toutes les gloires de la France“ hat Louis Philipp das von ihm im Schlosse von Versailles gegründete historische Museum überschrieben. Es fehlt in dieser Sammlung nicht an herrlichen Bildwerken, aber im Großen und Ganzen ist sie doch nur ein Spiegelbild der französischen Eitelkeit. Auch die aus der Geschichte des ersten Napoleon bekannten Schlösser Meudon und Malmaison wurden von Versailles aus besucht.

Während meiner Abwesenheit war das Quartier unseres Stabes von St. Brice, wo wir vier volle Monate gelegen hatten und wo wir uns schließlich völlig wie zu Hause fühlten, nach St. Denis verlegt worden. Nicht ohne das Gefühl einer gewissen Wehmut bin ich und sind wohl die meisten von uns aus diesem Winterquartier geschieden, an das sich die mannigfachsten ernstern und heiteren Erinnerungen für uns knüpften. Noch wenige Tage vor unserem Ausmarsch von dort hatten wir in frohem, kameradschaftlichen Kreise am 2. Februar den Geburtstag unseres inzwischen zum Generalleutnant beförderten Divisions-Kommandeurs von Pape gefeiert. Das Festmahl, zu dem wir uns um den geliebten und hochverehrten Vorgesetzten vereinigten, galt zugleich der nachträglichen Feier der Übergabe von Paris, und ohne daß wir's damals wußten, war es unsere Abschiedsfeier von dem stillen St. Brice. In ernstern, wie in launigen Tischreden ließen wir noch einmal die Ereignisse der hier verlebten Monate an uns vorübergehen, und alle waren von dieser Feier so befriedigt, daß wir beschloßen, uns alljährlich

zur Geburtstagsfeier unseres Generals zusammenzufinden. Fast fünfundzwanzig Jahre hindurch ist der damals gefaßte Beschluß ausgeführt worden. In den letzten Jahren bestand freilich die Tafelrunde zum kleinsten Teil aus Mitkämpfern des Krieges 1870/71; an ihre Stelle waren andere getreten, die durch ihr dienstliches Verhältnis dem General von Pape nahestanden. Aber ihren Ursprung hat diese jährlich wiederkehrende „Papefeier“ in St. Brice gehabt. Als ein Zeugnis der frohen Stimmung bei jener ersten Papefeier mögen hier die an sich wertlosen Reime eine Stelle finden, mit denen ich damals das Geburtstagskind gefeiert habe.

Stimmt an mit hellem, hohen Klang
Ein neues Lied, zu Ehren
Des Helden, dem's so schön gelang,
Der Garden Ruhm zu mehren.

Wie war's bei St. Privat so heiß
In des Augustes Mitten,
Wie grünt so frisch das Vorbeerreis,
Das er uns dort erstritten.

Wie war bei Sedan er zur Stell'
Mit seinen Bataillonen;
Wie faßt Mac Mahon er beim Fell
Mit Bomben und Kanonen.

Wie manchen Tag und manche Nacht
Hielt fest er trotz der Brummer;
Ob's von den Forts gleich blitz und kracht,
Ihm macht es keinen Kummer.

Ob Stains und Birrwitz*) Meldung schickt:
„Es naht der Feind in Haufen“,
Er denkt: „nur tüchtig losgedrückt“,
Dann werden sie schon laufen.

Ob Unheil drohend sich schon zeigt
Hollebens Nasenblitzen,
Der General gelassen schweigt,
Und ruhig bleibt er sitzen.

Er weiß es ja, 's hat keine Not
Mit seinen Grenadieren;
Die halten fest bis in den Tod,
Und wenn sie auch erfrieren.

Drum hebt die Gläser allzumal,
Und freudig sei's gesungen:
Ein Hurrah hoch dem General
Und seinen tapfern Jungen!

Wir hatten übrigens keinen Anlaß, mit dem Wechsel unseres Quartiers und mit der Übersiedelung nach St. Denis unzufrieden zu sein. In dem stattlichen Gebäude der Sous-Präfectur, in welcher unser General sein Quartier nahm, fanden wir wieder ausreichende und stattliche Gesellschaftsräume für unsere Mahlzeiten und sonstigen geselligen Vereinigungen, so stattliche, daß wir es sogar mehrmals wagen konnten, den Höchstkommmandierenden der Maasarmee, Kronprinzen von Sachsen, sowie den kommandierenden General des Gardekorps, Prinzen August von Württemberg, und die Herren seines Stabes zu uns einzuladen. Während der Belagerung war dieses Haus das Kriegsquartier des französischen Kommandanten, Admiral la Roncière, gewesen. Gerade durch den Treppensflur des Hauses war eine unserer Granaten gegangen, aber im ganzen waren doch die Beschädigungen sehr gering, und nachdem eine gründliche Reinigung des Hauses

*) Pierrefitte, von den Garde-Jägern in „Birrwitz“ verdeutscht.

von Staub und herabgefallenem Mauerwerk vorgenommen, waren sie kaum bemerkbar. Ich persönlich erhielt mein Quartier in den stattlichen Räumen der sog. Légion d'honneur, der ehemaligen berühmten Abtei von St. Denis, in welcher sich jetzt ein großes Mädchenpensionat für 450 Töchter der Ehrenlegionäre befindet. Natürlich waren die Legionärstöchter schon vor der Belagerung von Paris sämtlich zu ihren Angehörigen geflüchtet und an Raum war daher hier kein Mangel. Die großen Kreuzgänge der Abtei boten mir auch bei ungünstiger Witterung Gelegenheit, mich zu ergehen. Als ich hier am 9. Februar einzog, ahnte ich nicht, daß ich noch fast vier volle Monate hier hausen sollte. Damals glaubten wir alle mit Gewißheit, die Zeit bis zu unserer Rückkehr nur noch nach Wochen berechnen zu können. Zurückgeblieben waren in dem geräumigen Bau, dessen vier Flügel ein geschlossenes Karree bildeten, nur die Vorsteherin und deren Gesellschaftsdamen. Die erstere, eine sehr vornehme Admiralswitwe, der ich am Tage nach meiner Ankunft nach vorheriger Anmeldung meine Aufwartung machte, empfing mich, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt, mit herablassender Guld und kam allen meinen Wünschen in betreff des Quartiers mit gnädigem Wohlwollen entgegen.

Die unmittelbare Nachbarschaft der Kathedrale bot die erwünschte Gelegenheit, dem durch geschichtliche Erinnerungen so denkwürdigen Baudenkmal ein eingehendes Studium zu widmen, namentlich seitdem der machtvoll gebietende Kommandant von St. Denis, General von Medem, auf den wir später noch zurückkommen, und sein kunstsinziger Platzmajor, Premier-Lieutenant Freiherr von Mirbach, der jetzige Oberhofmeister der Kaiserin, für die Aufräumung des während der Belagerung als Pulvermagazin benutzten Gotteshauses und für die Fortschaffung aller Sandsäcke und sonstigen Schutzvorrichtungen Sorge getragen hatte. Bekanntlich ist die Abteikirche von St. Denis ein Jahrtausend lang die Begräbnisstätte der französischen Könige gewesen. Fünfundzwanzig Könige, die der Reihe nach aus den Häusern Capet, Valois, Bourbon Frankreich regiert haben, mit Ausnahme Philipps I., Ludwig VII. und Ludwig XI., die nachweislich anderweit bestattet sind, haben hier geruht, bis sie durch eine der furchtbarsten Schandthaten der Revolution in ihrer Ruhe gestört wurden. Røhe Banden drangen durch die untern Fenster vom hohen Chore in die unter demselben belegene Krypta ein, zerrten die Königsfärge heraus, zerschlugen sie, stülpten sie um, daß die noch vorhandenen Aschenreste herausfielen und schmolzen die bleiernen Umhüllungen der Särge zu Kugeln um. Der Anfang dieser Gräberschändung wurde am 12. Oktober 1793 in dem

Grabkeller der Bourbonen gemacht, an demselben Tage, wo gerade hundert Jahre vorher der Erbauer dieses Grabgewölbes, Ludwig XIV., die deutschen Kaisergräber in Speyer hatte öffnen und plündern lassen, ein Zusammenreffen, bei dem sich unwillkürlich das Bekenntnis aufdrängt: „Das ist Gottes Finger!“ Beiläufig sei hier daran erinnert, daß derselbe Ludwig XIV. seine Residenz von St. Germain nach Versailles verlegte, weil ihn der Anblick der Kathedrale von St. Denis, die er aus den Fenstern seines Schlosses in St. Germain erblicken konnte, mit Angst erfüllte. — Über einen Monat hat die Verwüstung der Königsgräber gewährt. Die hinausgeworfenen Leichen wurden in zwei großen Gruben am Seitenportale der Kirche zusammengeworfen, von denen die eine für den Grabkeller der Capets und Valois, die andere für den der Bourbonen ausgehoben war. Zwanzig Jahre später sind diese Gruben dann wieder geöffnet und mit ihrem Inhalt, da kein Körper mehr zu erkennen war, mehrere Metallsärge gefüllt worden, die dann mit großer Feierlichkeit in der Krypta beigesetzt und in den Fundamenten vermauert worden sind. Zwei große schwarze Marmortafeln, deren eine alle Namen vom Könige Dagobert an bis zum letzten Valois, die andere die der Könige aus dem Hause Bourbon enthält, sind über dieser neuen gemeinsamen Grabstätte angebracht. Welch' ein Gottesgericht, von dem diese Tafeln Zeugnis geben!

Napoleon I. hat sich dann der verwüsteten Kirche, die abwechselnd als Tempel der Vernunft, als Artillerie-Depot, als Theater für herumziehende Banden, und schließlich als Salzmagazin gedient hatte, liebevoll angenommen; auch bestimmte er für sich und seine Familie, einst dort beigesetzt zu werden. Sein Wunsch ist ebensowenig in Erfüllung gegangen, wie der Napoleons III., welcher unter dem Hauptaltare eine großartige Gruft bauen und durch zwei vor dem Altare belegene Steinplatten die Stelle bezeichnen ließ, wo einst er und die Kaiserin ruhen wollten.

König Ludwig XVIII. hat dann die Kirche vollständig wiederherstellen und was von Denkmälern gerettet worden war, wieder hineinbringen, sowie an Stelle der zerstörten Denkmäler neue herstellen lassen. So wandelt man jetzt in den Seitenschiffen gewissermaßen in Denkmälergassen. Durch ihre auffallende Größe fesseln den Blick insbesondere die Grabdenkmäler Ludwigs XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne, Franz' I. und seiner Gemahlin Claudia, Heinrichs II. und seiner Gemahlin Katharina von Medici, große Marmorhäuser, in deren offener Rundbogenhalle die Königspaare auf ihren Sarkophagen liegen. Der Unterbau zeigt in

kostbaren Vasreliefs die Glanzthaten jeder einzelnen Regierung, so beispielsweise das Fundament des Denkmals Franz' I. die Schlachten von Marignano und Cerissoles. Wie viele längst vergessene geschichtliche Daten gab es da aufzuzrischen. Ich bedauerte oft, meinen guten Schwiegervater nicht bei mir zu haben, der sich auf seine auf alle Einzelheiten der französischen Geschichte erstreckenden Kenntnisse immer besonders viel zu gute that. — Ein schönes Bildnis der Königin Marie Antoinette in knieender Stellung, das vorher in der Krypta gestanden hatte, über der Stelle, an welcher Ludwig XVIII. die freilich sehr wenig beglaubigten Überreste des unglücklichen Königs Ludwig XVI. und seiner Gemahlin hat beisetzen lassen, war — ich weiß nicht, auf wessen Veranlassung — nach oben gebracht worden, und es war mir ein Beweis des tiefgewurzelten monarchischen Sinnes unseres Volkes, daß die deutschen Besucher der Kathedrale, Offiziere wie Soldaten, immer mit besonderer Andacht vor diesem Bildnisse stehen blieben, als hätten sie der unglücklichen Königin noch nachträglich ihre Huldigungen darbringen wollen.

Bei der umsichtigen Fürsorge, welche die Kommandantur und insbesondere der Platzmajor von St. Denis der Kathedrale und ihren Denkmälern widmete, war es um so unverantwortlicher, wenn damals ein Chanoine der Kirche, Abbé Testory, in der Zeitung *La vérité* einen Aufsatz veröffentlichte, in welchem er die deutschen Truppen beschuldigte, daß sie wie Horden von Barbaren die Königsgräber entweiheten und die Denkmäler verstümmelten, von denen er eine große Zahl namentlich aufführte. Auf die Kommandantur vorgeladen, wurde er seiner Übertreibungen und Unwahrheiten dermaßen überführt, daß er sich zum öffentlichen Widerruf bereit erklärte und unaufgefordert sein Ehrenwort gab, nichts derartiges mehr schreiben zu wollen. Der Widerruf erschien nicht, weil wie Mr. Testory behauptete, die Journale die Aufnahme verweigerten. Dagegen erschien kurz darauf in einem andern Journale, von dem Mr. Testory annehmen mochte, daß es der Kommandantur nicht zu Gesicht kommen würde, ein langer Bericht unter der Überschrift „*La dévastation de la cathédrale de St. Denis*“, welcher die Prussiens nicht nur beschuldigte, die Kirche mit mehr als zweihundert Granaten bombardiert zu haben, sondern auch der deutschen Besatzung Zerstörungen an und in der Kirche zur Last legte, welche nachweislich zum Teil schon aus den englischen Kriegen, zum Teil aus der Revolution herührten. Ja der würdige Herr schämte sich nicht, in die Welt hinauszuschreiben, daß die deutschen Soldaten Fürstengräber aufgerissen und die

Särge auf das Straßenpflaster geworfen hätten, obwohl er sehr wohl wußte, daß dort überhaupt keine Särge mehr zu öffnen waren; die Pariser Rotten hatten das längst besorgt. Ja er hatte die Frechheit, der Kommandantur wiederholt Anzeige über neue angeblich an den Gräbern vorgekommene Verstümmelungen zu machen, die nach amtlichen Listen schon aus alter Zeit herrührten. In der Kathedrale an Ort und Stelle seiner Lügen überführt, wurde er auf Befehl des Kommandanten verhaftet und trotz des feierlichen Protestes, den er mit dem üblichen Phrasenschwall einlegte, in Gegenwart verschiedener Besucher der Kirche durch zwei bereitstehende Garde-Füsiliere festgenommen und auf das Fort La Brèche abgeführt. Er hatte dem Platzmajor, als ihm dieser die Verhaftung ankündigte, gedroht, daß die ganze Bevölkerung von St. Denis dadurch in Aufruhr gebracht werden könnte. Aber als er nun durch die Straßen geleitet wurde, rührte sich keine Hand, und man sah bei den Einwohnern nur höhnische Gesichter. In Paris rief die Kunde von der Verhaftung des Herrn Abbé allerdings große Aufregung hervor. Der Erzbischof von Paris schickte eine Deputation von vier betagten Canonicis nach St. Denis, die um seine Freilassung baten, und im Auftrage von Jules Favre erschien ein Generalstabsoffizier, um über General von Medem Beschwerde zu führen und die sofortige Freilassung des Mfr. Testory in einer der Lage der Verhältnisse wenig entsprechenden Form zu fordern. Es wurde dem Abgesandten bedeutet, daß er St. Denis sofort zu verlassen habe, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Erst nachdem die Lügen des Mfr. Testory durch eine aus Pariser Prälaten, dem Maire von St. Denis, dem Baumeister der Kirche, einem Delegierten der Stadt und dem Platzmajor von Mirbach zusammengesetzte Kommission amtlich erwiesen und in einem aufgenommenen Protokoll als solche anerkannt waren, und Mfr. Testory, wenn auch in echt jesuitischer Weise, Widerruf geleistet hatte, wurde er nach achttägiger Haft entlassen. Ein strenges Verfahren war hier um so mehr angezeigt, als leider auch das Oberkommando sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, den verleumderischen Berichten einigen Glauben zu schenken, weil man einen so hochgestellten Geistlichen solcher Schurkerei nicht für fähig hielt. — Kaum aber war St. Denis von den deutschen Truppen geräumt, als Mfr. Testory von neuem zu noch schmälicheren Verleumdungen den Mut fand. Er scheute sich nicht, zu behaupten, General von Medem habe selbst nach einem unmäßigen Frühstück in angetrunkenem Zustande aus protestantischem Fanatismus Zerstörungen an den Königsgräbern verübt und ihn, weil er gegen diese

Roheit protestiert habe, von dem ebenfalls betrunkenen Platzmajor verhaften lassen. Eine Beschwerde, welche über diese Unverschämtheit auf diplomatischem Wege von Seiten der deutschen Regierung geführt wurde, hat nur den Erfolg gehabt, daß Mr. Testory auf Vorschlag des französischen Gouvernements zum Bischof von St. Denis ernannt worden ist. In allen französischen Kriegsbüchern und in Beschreibungen der Kathedrale von St. Denis werden die Lügen des Mr. Testory noch heute aufgetischt und die von den Preußen verübte Verwüstung des Gotteshauses mit der durch die französische Revolution verübten auf eine Linie gestellt. — Es giebt keine Schändlichkeit, die man den „Prussiens“ anzudichten in Frankreich nicht für erlaubt hält, und die nicht ohne jede Prüfung Nachbeter findet. Danach sind auch die neuerlichen Veröffentlichungen des General Munier über den angeblich von einem höheren preußischen Offizier verübten Diebstahl zu beurteilen, die wahrlich des Aufhebens nicht wert sind, das man von ihnen gemacht hat.

Auch für die Ausübung des geistlichen Dienstes erwies sich das neue Quartier als das denkbar günstigste. Auf dem weiten Hofe der Abtei und in den Hallen und Gängen des weitläufigen, aus schonender Rücksicht von Cinquartierung fast ganz befreit gebliebenen Baues herrschte die größte Ruhe. Vor Störungen bei der Arbeit war man in dieser klosterartigen Abgeschlossenheit fast völlig sicher, und das war um so erwünschter, als die geistliche Versorgung und seelsorgerische Bedienung der Truppen von nun ab in weit größerem Umfange erfolgen konnte als bisher, was aber auch wieder eine gründlichere und sorgfältigere Vorbereitung erforderlich machte. Man konnte jetzt eines zu gelegentlicher stiller Sammlung geeigneten Studierzimmers kaum entbehren. Die eingetretene Waffenruhe machte es dem Feldgeistlichen möglich, für die nun zur Ruhe gekommenen Truppen öfter und regelmäßiger als bisher Gottesdienst abzuhalten, für welche die in den Kantonnements der Truppen vorhandenen, meist schönen und stattlichen katholischen Kirchen auch jetzt noch ohne alle Schwierigkeiten zur Verfügung gestellt wurden. Für die auf den Forts liegenden Truppenteile wurden wohl auch die weiten Hofräume derselben zur Abhaltung der Gottesdienste im Freien benutzt und so wurde neben das preußische oder deutsche Banner, das auf ihren Wällen wehte, auch die Fahne des Kreuzes aufgepflanzt. In den ersten Gottesdiensten nach der Übergabe der Forts fand vor allem das Gefühl des Dankes für die eingetretene Waffenruhe und für die damit sich eröffnende Aussicht auf den nahen Frieden einen lauten und freudigen

Ausdruck. Anderseits durfte die Predigt in diesen Wochen es doch auch nicht verschweigen, daß der Wiederbeginn des Kampfes noch immer nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, und man mußte sich also hüten, voreilige Friedenshoffnungen zu erwecken. Das „Wachet und betet“ mußte auch in dieser Zeit noch immer den Grundton der Predigt bilden, um die Herzen zu ermuntern, wenn es Gottes Wille wäre, getrost noch einmal das in der Scheide ruhende Schwert zu ziehen und neuen Kämpfen entgegenzugehen. Aber je mehr die Aussicht auf den endgiltigen Friedensschluß von Tage zu Tage festeren Bestand gewann, um so mehr durfte die Predigt auch jetzt wieder den Ton ruhiger und erbaulicher Betrachtung anschlagen.

Für mich persönlich war fortan die schöne Parochialkirche von St. Denis, die zwar an einigen Stellen die Spuren des Bombardements zeigte, aber doch im ganzen wohl erhalten war, die Hauptkirche, in der ich von Anfang Februar bis Ende Mai fast sonntäglich gepredigt habe. Die schönere und großartigere Kathedrale eignete sich schon wegen der noch unvollendeten Reparaturarbeiten, die der Krieg plötzlich unterbrochen hatte, und wegen der völlig mangelnden Gefühle weniger zum evangelischen Gottesdienst, auch vermieden wir es gern, die Franzosen unnötiger Weise in ihren Gefühlen zu verletzen. Ein zweiter Gottesdienst wurde dann noch des Sonntags und ein dritter und vierter in der Woche in den anderweitigen Kantonnements oder in den weiter zurückliegenden Lazaretten abgehalten. Von den ersteren seien hier nur die auf der Insel Gennevilliers gelegenen Ortschaften Courbevoie, Colombes, Asnières u. a. genannt, in deren Kirchen ich wiederholt evangelischen Gottesdienst gehalten habe. Als ich zum ersten Male das in Courbevoie liegende erste Garderegiment in der schönen kuppelförmigen Kirche zum Gottesdienst versammelt hatte, bemerkte ich mitten unter den Soldaten einen Civilisten, der mit sichtlichcr Aufmerksamkeit und, wie es mir schien, mit innerer Bewegung der Predigt folgte. Nach dem Schlusse des Gottesdienstes kam er an mich heran und sprach mir mit deutschem Händedruck und mit herzlichen deutschen Worten seinen Dank für die Predigt aus, indem er mich zugleich bat, ihn in seinem Hause zu besuchen. Sein Name war Zipperlen; ein Württemberger von Geburt, war er schon seit 26 Jahren in Courbevoie wohnhaft als Vorsteher eines evangelischen Asyls für Sieche und Kinder der sog. Lambertschen Stiftung und als Prediger der kleinen evangelischen Gemeinde, die auf dem Grundstück eine eigene Kapelle besitzt.

Das Zusammentreffen mit einem deutschredenden Amtsbruder hier vor den Thoren von Paris gereichte mir zur großen Freude. Zwar war er

durch sein Amt, durch seine Familie (einer seiner Söhne weilte als gefangener Offizier in Königsberg) und durch alle seine Beziehungen Franzose geworden und von tiefstem Schmerze über das Unglück Frankreichs erfüllt, das ihn auch persönlich schwer betroffen hatte. Nur mit Thränen in den Augen sprach er von der Zukunft Frankreichs. Doch hatte er treu auf seinem Posten ausgehalten, wo so viele andere nur an sich selbst und ihre Rettung dachten. Er hatte seit dem Beginne des Krieges die Geschäfte des abwesenden Maire übernommen und suchte in dieser Stellung durch freundliches Entgegenkommen und durch verständige Vermittelung der Stadt Courbevoie die Lasten der Occupation, soweit es in seinen Kräften stand, erträglich zu machen. Aber er war der erste evangelische Geistliche in Frankreich, bei dem ich ein unbefangenes und unparteiisches Urtheil über die eigentlichen Ursachen des Krieges und des über Frankreich hereingebrochenen Gerichtes gefunden habe. Trotzdem er in keiner Weise seine patriotischen Gefühle, die auf Seiten Frankreichs standen, verleugnete, und weit entfernt war von aller kriechenden Unterwürfigkeit gegen die augenblickliche Gewalt, gewann er sich doch in kurzer Zeit alle in Courbevoie liegenden Offiziere zu Freunden, namentlich die, mit denen er in seiner Eigenschaft als Maire im dienstlichen Verkehre stand. Der Kommandeur des ersten Garde-Regiments, Oberst von Böhn, der damalige Kommandant von Courbevoie, Major von Brittwitz, vor allen aber der in seinem Hause einquartierte Stabsarzt Dr. Nuesse bewahren ihm noch heute das herzlichste Andenken. Für mich aber war es jedesmal eine Erquickung, wenn ich nach dem Gottesdienste ein Stündchen bei ihm vorsprechen durfte. Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch einen andern evangelischen Geistlichen erwähnen, der es verstand, das französische Nationalgefühl, das ihn von uns trennte, mit evangelischer Bruderliebe, in der er sich mit uns eins wußte, zu vereinigen. Es war dies der im Dienste einer Evangelisations-Gesellschaft in St. Denis stationierte Mr. Saglier, der mit mir und andern Amtsbrüdern allezeit in der herzlichsten Freundlichkeit und mit voller Unbefangenheit verkehrt hat und die fanatischen, bittersten Nationalhaß atmenden Kundgebungen gewisser protestantischer Geistlichen in Paris, die früher auf manchem deutschen Kirchentage und bei mancher kirchlichen Versammlung mit fast übertriebener Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit in Deutschland aufgenommen worden sind, tief beklagte. An solchen, wenn auch vereinzelt Fällen gewann man die wohlthuende Überzeugung, daß es eine wahrhaft evangelische Katholizität giebt, die auch bei der bis zu blutigen Kriegen

gesteigerten Trennung der Nationen der gemeinsamen Gaben und Aufgaben des evangelischen Glaubens sich bewußt bleibt.

Leider haben wir ja mit vielen protestantischen Geistlichen in Frankreich ganz andere Erfahrungen gemacht. In wie kindischer Weise selbst solche evangelische Geistliche, die einen großen Teil ihrer geistigen und theologischen Bildung deutschen Universitäten zu verdanken hatten, ihrem Nationalhaß zuweilen Luft machten, davon hier nur ein Beispiel statt vieler. Ein junger Theologe, der als Einjährig-Freiwilliger bei einem unserer Garderegimenter stand und mir zuweilen die Freude seines Besuches machte, war auf der Universität Tübingen mit einem jetzt in Paris angestellten Geistlichen, Pasteur Berger, innig befreundet gewesen. Er hatte mit ihm derselben studentischen Verbindung angehört und auch später mit ihm in brieflichem Verkehr gestanden. Als wir in St. Denis lagen und der Verkehr von Paris zu uns freigegeben war, schrieb er ihm, in der unbefangenen Weise an die früheren Beziehungen anknüpfend, daß er und mehrere andere ihm bekannte junge Theologen, die gleichfalls als Freiwillige bei der Garde standen, den dringenden Wunsch hätten, ihn einmal wiederzusehen und fragte ihn, ob es ihm nicht möglich sei, an irgend einem zu verabredenden Orte eine Zusammenkunft zu vereinbaren. Statt der gehofften Aussicht auf einen Besuch des Freundes in St. Denis erhielt er den nachfolgenden, man kann wohl sagen, fast impertinenten Brief, in französischer Sprache geschrieben, während der Schreiber desselben, der jahrelang auf deutschen Universitäten studiert hatte, der deutschen Sprache vollkommen mächtig war.

Mes amis,

Paris, le 21 février 1871.

Vous m'invitez à m'asseoir en camarade à votre table, après que, pendant des semaines, j'ai entendu vos obus siffler autour de moi, après que cinq mois durant j'ai vu notre malheureux peuple de Paris manger pour toute nourriture des choses, que vous n'auriez pas données à vos chiens et des milliers de mes frères mourir de misère et de froid; vous croyez que je vais me joindre à vous pour boire à la santé de votre misérable pays. Oppresseurs de l'Alsace, meurtriers de Strasbourg, auteurs d'une guerre injuste et douloureusement sanglante, vous me pensez capable d'oublier de ce que vous avez fait.

Détrompez-vous. J'ai aimé l'Allemagne ardemment, je ne la hais pas aujourd'hui, parce que Jésus-Christ n'a pas maudit ses bourreaux, mais je vous dis: priez Dieu qu'il vous pardonne, car vous êtes de grands coupables.

Je n'irai pas à Saint-Denis humilier la justice devant la force, et si notre malheur veut que vous entriez à Paris, je vous prie de ne pas frapper à ma porte, elle vous serait moins hospitalière.

Je renverrai à Berlin le ruban tricolore qui m'a uni à vous; ce n'est pas moi, c'est vous qui l'avez brisé. Mais les souvenirs qu'il emporte avec lui sont depuis longtemps ensevelis dans les ruines de Strasbourg et dans la tombe de mes amis morts pour la justice. J'ai appris avec douleur la mort de nos amis tombés en combattant; ils étaient dignes de servir une meilleure chose. Que Dieu ait leurs âmes. Le jour où mon cher ami Bonnet succombait au Bourget, j'étais à quelques pas de lui sous vos obus relevant nos blessés.

Et maintenant encore une fois que Dieu vous pardonne!

Votre ancien ami

Samuel Berger, pasteur.

Ich habe geglaubt, dieser Kundgebung eines unveröhnlichen Hasses, der in seinem Unverstande soweit geht, Einjährig-Freiwillige für den Ausbruch des Krieges verantwortlich zu machen, nichts weiter hinzuzufügen zu dürfen.

Eine während der Belagerung uns versagt gebliebene Unterhaltung war nach der Wiederherstellung und Freigebung eines ungehinderten Verkehrs mit Paris das Lesen französischer Zeitungen, durch die wir nun täglich über die Vorgänge in der Hauptstadt und über die in ihr herrschende Stimmung unterrichtet wurden. Freilich war dies zum Teil ein sehr zweifelhafter Genuß. Nur mit Schaudern und Entsetzen konnte man die wut-schnaubenden Ergüsse lesen, in denen sich immer nur der Ärger und Verdruß über die erlittenen Niederlagen und das wildeste Geschrei nach Rache kundgab, aber niemals auch nur eine Spur von ernster Einkehr und von einer Demütigung unter die strafende Hand Gottes. Über die in den Telegrammen und Ansprachen des Königs immer wiederkehrende Erwähnung der Hilfe Gottes ergingen sich die Pariser Zeitungen in täglich neuen Äußerungen des rohesten Spottes und der Verhöhnung. In ihren Augen waren diese Kundgebungen eines wahrhaft frommen demütigen Sinnes, in welchen der Kaiser sein Volk ermahnte, dem Herrn die Ehre zu geben, nichts als bewußte und berechnete Heuchelei. Geradezu empörend waren die scheußlichen Karikaturen, welche die bunt illustrierten Blätter vom Kaiser brachten, in deren Unterschriften er mit besonderer Vorliebe als Guillaume l'ivrogne, trunken von Blut und Wein, bezeichnet wurde. Fast noch größer und widerlicher freilich war der Hohn und Spott, mit dem der gefallene Kaiser Napoleon in diesen Blättern überschüttet wurde. Daß sich dieses elende Volk mit solchen rohen und gemeinen Witzgen über den Herrscher, vor dem sie in Unterwürfigkeit gekrochen sein würden, wenn er ihre Eitelkeit in errungenen Siegen befriedigt hätte, sich selbst am meisten entehrte, da-

für hatte es kein Verständnis. War Louis Napoleon wirklich der Glende, den sie jetzt verdammen, dann richteten sie sich selbst am meisten, daß sie sich so lange der Herrschaft eines Glenden gebeugt hatten. Kein Schimpfwort war stark genug für den unglücklichen Kaiser; mit seiner Verurteilung glaubten dieselben Journale, die vorher zum Kriege gehetzt, die mit dem Rufe à Berlin! à Berlin! die Leidenschaften entfesselt hatten, sich jetzt jeder Verantwortlichkeit für den Krieg und seine Folgen entziehen zu können. Daß Frankreich durch ihn seinen Ruhm verloren hatte und sich nun in seiner Eitelkeit verletzt sah, das war die Sünde wider die Majestät des französischen Volkes, die man ihm nicht vergeben konnte.

Sowohl die Fahrten zu den Gottesdiensten, als die Tage, an denen sich zur Ausübung des geistlichen Berufes keine Gelegenheit bot, wurden bei dem herrlichen Wetter, das uns fast den ganzen Februar hindurch vor Paris beschieden gewesen ist, dazu benutzt, um uns in der nun überall offen vor uns liegenden, landschaftlich so herrlich ausgestatteten Umgebung von Paris umzusehen. So verweilte man in Courbevoie gern an der Brücke von Neuilly, um das Treiben auf ihr anzusehen; auf der einen Seite der Brücke nach Courbevoie zu standen die preussischen, auf der anderen nach Neuilly zu die französischen Vorposten. Hunderte von Menschen und Wagen mußten oft stundenlang auf beiden Seiten stehen und auf die Prüfung ihrer Passierscheine warten, ohne die sie weder nach Paris hinein, noch von dort zu uns herausgelassen wurden. Der erstere Verkehr wurde allerdings bald völlig frei gegeben. Unsere Vorposten ließen schon nach wenigen Tagen jeden, der nach Paris hinein wollte, unbehelligt und überwachten nur den Verkehr von dort zu uns. Als wir eines Tages so an der Brücke standen, um das hin- und herwogende Treiben uns anzuschauen — fast unser ganzer Divisionsstab war auf einer Ausfahrt nach dem Mont Valérien, St. Cloud u. s. w. begriffen — entstand mit einemmale eine Bewegung; alle Blicke richteten sich nach einem auf die Brücke zukommenden Wagen, der mit Hurrahrufen begrüßt wurde. Es war der teure Kaiser, der auch aus Versailles herausgefahren kam, um den Verkehr an den Vorposten sich anzusehen. Kaum war er unserer ansichtig geworden, als er uns alle herbeiwinkte und an jeden freundliche Worte richtete. Die umstehenden Franzosen waren sichtlich ergriffen von der ehrwürdigen und doch so schlichten Erscheinung des Kaisers, der so huldvoll mit uns sprach und so zwanglos und ohne jede schützende Begleitung seine Spazierfahrt machte, als ob er in Berlin durch den Tiergarten führe.

Auf den von uns in diesen Wochen unternommenen Fahrten ging es das eine Mal am Bois de Boulogne entlang, das nur durch die Seine von uns getrennt war; ein anderes Mal wurden die Grabstätten des Vaters und der beiden Brüder Napoleons III. zu St. Eu aufgesucht; wieder ein anderes Mal war das am Fuße des Mont Valérien gelegene Rueil mit den wunderbar schönen Grabmälern der dort bestatteten Kaiserin Josephine und der Königin Hortense das Ziel eines Ausfluges. Der Sakristan, der uns in der Kirche von Rueil herumsführte, hatte die Kaiserin noch erkannt und seine Augen leuchteten, so oft er ihren Namen nannte.

Als die am 23. Februar abgelaufene Waffenruhe um mehrere Tage verlängert wurde, benutzte ich diesen Aufschub zu einem Ausfluge nach Rouen und Dieppe, den ich in Gemeinschaft mit dem „Kanonikus“, wie ihn unser latinisierender Justizrat zu nennen pflegte, Lieutenant Keineke, und dessen gleichfalls artilleristischen Freunde, Lieutenant Schmidt, unternahm. Von dem hinter einer gesprengten Seinebrücke gelegenen Bahnhof Maison Lafitte aus gelangten wir in vierstündiger Fahrt nach Rouen, wo wir beim hellsten Sonnenschein in den Bahnhof einfuhren und in dem am Seinequai schön gelegenen „Hotel Albion“ gutes Quartier fanden. Am andern Morgen wurde in Rouen die herrliche Kathedrale besucht, die mit ihren himmelanstrebenden gothischen Säulenhallen mit dem Kölner Dom wetteifern kann, und dann ging es in zweistündiger Eisenbahnfahrt nach Dieppe, wo ich zum erstenmale in meinem Leben das gewaltige, weite Meer vor mir sehen durfte. Im „Hotel Royal“, wo wir abstiegen, fanden wir den mir von Koblenz her bekannten General von Schimmelmann mit seinem Divisionsstabe und viele andere Bekannte. Der ganze Rest des Tages wurde mit Spaziergängen am Strande und an dem Hasen zugebracht, an welchem letzteren freilich unter den obwaltenden Umständen von dem sonst hier so lebhaften Schiffsverkehr nichts zu sehen war. Sehr nahe trat an mich die Verjuchung heran, von Dieppe aus der englischen Küste einen Besuch abzustatten. Ein reicher Engländer hatte dem in Dieppe liegenden General von Kottwitz seine Privatjacht zur Überfahrt nach England zur Verfügung gestellt und dieser machte mir den Vorschlag, ihn auf der Fahrt zu begleiten. Nachts um zwölf Uhr sollte die Fahrt losgehen und am folgenden Morgen wären wir an Englands Küste gelandet. Aber so verlockend das Anerbieten auch war, wagte ich doch nicht, mich gerade jetzt noch weiter von unserer Division zu entfernen. Der Telegraph hatte inzwischen die Nachricht gebracht, daß tags zuvor am 26. Februar in Versailles die Friedenspräliminarien zum

Abchluß gekommen und unterzeichnet worden seien, und daß bis zur Ratifikation der Präliminarien durch die französische Nationalversammlung in Bordeaux Paris oder vielmehr der in den Friedensbedingungen vorgesehene Abschnitt von Paris von unseren Truppen besetzt werden sollte. Gleichzeitig erfuhr ich, daß nächst dem elften und einem bayerischen Armeekorps die Garden zur Besetzung von Paris ausersehen seien. Da galt es, mit der Rückkehr zu eilen. Das weltgeschichtliche Ereignis eines Einzuges in Paris wollte ich doch nicht um einer Spritzfahrt willen versäumen. Überdies rief mich auch die Pflicht auf meinen Platz zurück. Kam es wirklich dazu, daß die Garden in Paris einzogen, wie es für den 3. März vorgesehen war, dann durfte ich auch nicht fehlen. Konnte ich mir's doch nicht anders denken, als daß in diesem Falle ein großer Feldgottesdienst mit einem Te Deum auf dem Place de la Concorde gehalten werden würde, wie es schon einmal nach dem Einzug der Verbündeten im Jahre 1814 geschehen war. Daß es so ganz anders kommen sollte, daß die Gesellschaft in Bordeaux, um den Einzug der Garden und den längeren Aufenthalt der deutschen Truppen auf dem geheiligten Boden von Paris zu verhindern, den Frieden Hals über Kopf annehmen würde, konnte ich nicht wissen. So wurde denn am folgenden Tage, den 28. Februar, schleunigst die Rückreise angetreten. Rouen wollten wir aber doch nicht verlassen, ohne wenigstens die Hauptsehenswürdigkeiten in Augenschein genommen zu haben. Das in dem mitgebrachten Bädeler vorgezeichnete Pensum wurde nach Kräften erledigt. Besonders lohnend war ein Gang auf einen nahe bei Rouen gelegenen, von der Wallfahrtskirche Notre Dame de bon Secours gekrönten Berg, von dem man eine entzückend schöne Aussicht auf Rouen mit seinen stattlichen Kirchen genoß. Als wir am folgenden Vormittag wieder auf dem Bahnhof Asnières eintrafen, erfuhren wir zu unserer Beruhigung, daß unsere Gardetruppen noch ruhig in ihren bisherigen Quartieren standen und erst am folgenden Tage behufs des für den 3. März in Aussicht genommenen Einzuges näher zusammenrücken sollten. Wie schon bemerkt, wurde auch daraus nichts. Im ersten Augenblicke wollte sich unserer ein Gefühl der Verstimmung darüber bemächtigen, daß uns der Einzug in Paris, mit dem wir uns in Gedanken seit Monaten beschäftigt hatten, entgehen sollte. Aber nachdem wir am 2. März nachmittags den in Paris eingezogenen deutschen Truppen einen Besuch abgestattet hatten, und uns von der Lage, in der sie sich dort befanden, durch den Augenschein überzeugt hatten, wich diese Verstimmung der allgemeinen Befriedigung darüber, daß uns der Einzug erspart blieb. Verschlossene Häuser und Läden, ver-

hängte Fenster, ausgehängte Trauerflore, kein Mensch auf den Straßen, außer einigen pfeifenden Gamins, alle Butiken, selbst die Restaurants wie ausgestorben, das war alles, was wir außer den auf den Champs Elysées und auf dem Place de la Concorde bivakierenden Truppen zu sehen bekamen. Nicht unsere, sondern französische Posten hatten die Ausgänge der von unseren Truppen okkupierten Straßen und Plätze besetzt und schnauzten förmlich jeden an, der nur in die Nähe solchen Ausgangspunkts kam. Der Eingang in die Rue Rivoli, in den Tuileriengarten und an den schönen Seinequai an der Südseite der Tuileries war verschlossen und verbarriakadiert. Nur zu gewissen Stunden war als außerordentliche Vergünstigung der Durchgang durch den Tuileriengarten, die Tuileries und das Betreten des Louvre gestattet. Als einige deutsche Offiziere einen Augenblick sich an einem Balkonfenster des Louvre sehen ließen, erhob sich auf der von uns nicht besetzten Seite des Palastes ein förmliches Wutgeheul wie ein Wollen von einigen Tausend eingesperrten Hunden und der Kommandant des von französischen Truppen besetzten Louvre bat uns, auf einen Besuch der Säle zu verzichten, da man befürchten müsse, daß der Pöbel die Scheiben einwerfen werde, wenn er uns an den Fenstern der abgesperrten Straße erblicke. Im Louvre selbst war übrigens auch nichts zu sehen; alle Sammlungen und namentlich die schönsten Bilder waren fortgeschafft.

Es war schwer, das Gefühl der Entrüstung über die Behandlung, welche sich unsere siegreichen Truppen gefallen lassen mußten, ganz zu unterdrücken. Es machte vielmehr den Eindruck, als wenn wir in einem Stadtteil von Paris eingeschlossen gewesen wären, als daß wir in der nach langem Kampfe überwundenen Hauptstadt als Sieger weilten. Gewiß muß zugestanden werden, daß unser Einzug in Paris in Wirklichkeit kein Triumphzug war, wie die Franzosen ihn zweifellos unter ähnlichen Verhältnissen mit möglichstem Pomp veranstaltet haben würden. „Ein Triumph“, so schrieb damals ein Augenzeuge jener Vorgänge, „verhöhnt den Besiegten, hier höhnte der Besiegte den Sieger; im Triumph trägt man die Trophäen des Sieges zur Schau, hier waren nur unsere ehrlichen Waffen und Fahnen zu erblicken; durch einen Triumph fügt man der Niederlage die Kränkung hinzu, hier wurde alles auf das Sorgfältigste vermieden, was das Gefühl des Besiegten verletzen konnte; endlich gehört zum Triumphzuge doch vor allen Dingen der Triumphator; — der deutsche Kaiser und der Oberfeldherr der III. Armee, dessen Heereshaufen einzogen, nahmen keinen Teil an dem Einzug.“

Aber trotzdem war es doch nichts als eitle und elende französische Prahlerei, wenn die Pariser diesen Verzicht des Siegers auf den Pomp eines glorreichen Triumphzuges als Schwäche und Furcht vor ihrer „großartigen Haltung“ ausgelegt haben. Was in aller Welt hätte die deutsche Heere hindern können, im Sinne des alten und neuen Cäsarentums zu triumphieren, wenn sie gewollt hätten? Kaiser Wilhelm und die in seinem Namen handelnden Führer des Heeres hatten aber nur den doppelten Zweck im Auge, einerseits dem französischen Volke den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß Paris in ihrer Gewalt wäre, und die heulenden Gamins und Böbelhaufen von Paris, welche wie die Hunde hinter den Barrikaden mit den Zähnen fletschten, hätten unsere Heere wahrlich nicht gehindert, auch über den Place de la Concorde hinauszudringen; und anderseits galt es, auf den Friedensschluß einzuwirken — und auch dieser Zweck wurde vollständig erreicht. So zog das deutsche Heer in Paris ein, wie es hundertmal im Verlaufe des Krieges irgend einen Berg, irgend einen Wald besetzt hatte, um bestimmte Zwecke des Führers zu erreichen.

Weit entfernt, daß die „großartige Haltung“ der Pariser für die deutsche Heeresleitung bestimmend gewesen ist, die Besetzung der Stadt auf einen kleinen Teil derselben zu beschränken, waren es vielmehr lediglich strategische und in dem eigenen Interesse der deutschen Armee liegende Gründe, welche für diesen Verzicht den Ausschlag gegeben haben. Und wenn ich jemals im Feldzuge Gelegenheit gehabt habe, die Zucht unseres Heeres zu bewundern, so war das bei diesem Anlaß der Fall. Ruhig, wie auf dem Exercierplatze, so fest in ihrer Haltung, so tadellos in ihrem Auftreten, als hätten sie eben erst ihr Friedensquartier verlassen, marschierten die Reihen. Wehrlose Buben, die ein Wink hätte wie Würmer unter die Füße treten können, schnitten Grimassen und riefen Schimpfwörter; man achtete ihrer nicht, man zürnte nicht über sie. Vom Böbel gehezte Wirte weigerten sich, dem deutschen Krieger für sein Geld Speise und Trank zu verkaufen; er aß, was er mitgebracht hatte, wie er es unzählige Male auf dem Schlachtfelde gethan und zürnte nicht. Mit Lächeln schaute der deutsche Krieger auf das wüste Treiben, das ihn umgab. Man mußte diese Haufen verachten, die wie tolle Hunde sich geberdeten und, wenn ein Soldat zum Scherze die Büchse spannte, wie Hasen auseinander liefen.

Nach alledem, was wir bei diesem Besuche von Paris gesehen hatten, war es in der That nicht zu verwundern, wenn die Nachricht, daß das Gardekorps nicht mehr in Paris einziehen würde, vielmehr Jubel als Ent-

täuschung hervorrief. Um so erhebender war die große gewaltige Heerschau, welche der sieggekürnte Kaiser und Feldherr vor seiner Abreise von der Armee an verschiedenen Tagen nach einander auf dem Longchamps in der Nähe des Bois de boulogne abhielt. Unsere Garden kamen am 3. März an die Reihe, und wer diesem Schauspiel hat beiwohnen dürfen, dem wird es zeitlebens unvergessen bleiben. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, an dieser Stätte, wo Frankreichs Könige, wo Frankreichs gestürzter kaiserlicher Herrscher vor Europas Fürsten seine glänzendsten Paraden abgehalten, wo er noch im Jahre 1867 seine besten Regimenter unserm Könige vorgeführt, wo links die Trümmer des Schlosses von St. Cloud den Untergang der kaiserlichen Herrlichkeit bezeugten, und rechts auf Bergeshöh' Deutschlands schwarz-weiß-rote Fahne, die Mauern des gewaltigen Monte Valérien überragend, den Sieg der deutschen Heere verkündete, da Preußens siegreiche Garden auf grünem Wiesenplan mit freudig schlagenden Herzen ihren königlichen Kriegsherrn erwartend, da die alten lorbeerumkränzten Fahnen in hellem Sonnenglanze strahlend, da alle Herzen in jauchzender Freude, daß all den Siegen nun auch ein so ehrenvoller Friede gefolgt war! — Das Hurrarufen wollte kein Ende nehmen, mit dem die Garden den greisen königlichen Herrn begrüßten, den sie hier zuerst als Deutschlands Kaiser sahen, als er mit glänzendem Gefolge die langen Fronten hinabritt. Und als nun die Bataillone so frisch und fest, Augen rechts, an ihm vorbeimarschirten, ihn den greisen Helden in Jünglingskraft unter seinen bewährten Führern sahen, ihm in die in dankbarer Freude leuchtenden Königsaugen blicken durften — wem hätte da das Herz nicht im nationalen Hochgefühl höher geschlagen, denn je zuvor! — Überdies ließ auch die Freude über den nun gesicherten Frieden gar bald den augenblicklichen Verdruß vergessen, den mancher darüber empfand, daß der Krieg diesmal nicht, wie zu der Väter Zeit, mit einem feierlichen Einzuge in Paris und längerem Aufenthalt daselbst enden sollte. Wieviel man sich auch vorher von all den Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten versprochen hatte, schließlich überwog doch die Sehnsucht nach der Heimat alle andern Wünsche und hundertmal hörte man von Offizieren wie von Soldaten in etwas derber Weise es aussprechen: „Was ist an dem großen Drecknest gelegen, — und wenn wir gar nichts davon zu sehen bekommen, mir soll's recht sein, wenn's nur heimwärts geht.“

